

Jürgen Luh

DER KURZE TRAUM DER FREIHEIT



Jürgen Luh

# DER KURZE TRAUM DER FREIHEIT

Preußen nach Napoleon

Siedler



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier

*Munken Premium Cream* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

Erste Auflage

August 2015

Copyright © 2015 by Siedler Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Rothfos + Gabler, Hamburg  
Lektorat und Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Register: Nadja Bender, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany 2015

ISBN 978-3-8275-0039-7

[www.siedler-verlag.de](http://www.siedler-verlag.de)

*Helga, Hans und Martina*



## INHALT

Spiegelbild

9

Triumph

17

Demütigung

59

Bedrückung

93

Selbstbestimmung

123

Enttäuschung

163

Dank

195

Anmerkungen

197

Quellen und Literatur

219

Personenregister

229



## SPIEGELBILD

Die Besucher der Berliner Akademie-Ausstellung 1818 waren ratlos. Das Gemälde, das sie vor sich an der Wand sahen, konnten sie nicht deuten. Selbst der fachkundige Berichterstatter der *Originalien aus dem Gebiet der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie* wusste nicht, was er denken sollte: »Diese letzten Tage wurde ein neu vollendetes allegorisches Bild von Schinkel aufgestellt, das ich nicht verstehe und das Sie sich aus der Beschreibung erklären mögen«, forderte er seine Leser in der Januar-Ausgabe 1819 auf. »Im Vorgrunde ein das Bild begränzender antiker Triumphbogen, unter dem zwei ehernen Bildsäulen zu Pferde, [die] des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und [die] Friedrich[s] des Großen [zu sehen sind]; hinter dem Bogen links der Rücktheil einer reichen gothischen Kirche, und im Prospekt die Stadt Berlin hinter einem Flusse. Aus einem Hohlwege an besagter Kirche in Begleitung einer zahllosen Menschenmenge sieht man die Victoria des Brandenburger Thores von acht Zeltern gezogen sich herbewegen, der eine unermessliche Menge von Truppen zur Bedeckung dient, und an deren Spitze man die Fürsten und Führer mit zahlreicher Suite unterscheidet. Der Zug scheint herwärts zu dem Triumphbogen seine Richtung zu nehmen, wo auf der Ballustrade ein Lorbeerkranz auf einem rothen Kissen liegt und eine Mischung verschiedener Zeitalter und Himmelsstriche in den zum Empfang bereiten Figuren angedeutet ist. ... Schade«, so der anonyme Autor am Ende seiner Besprechung, »daß sich der Künstler nicht die Mühe gab, durch eine kleine schriftliche Erklärung die volle Bedeutung [des Bildes] dem Beschauer zu erklären.«

Das in der Ausstellung gezeigte Werk war ein Geschenk Karl Friedrich Schinkels an den preußischen Thronfolger Friedrich Wilhelm (IV.), die Botschaft des Bildes delikat, denn sie war politisch

und – kritisch. Öffentlich erläutern wollte Schinkel sie deshalb nicht. Um sie zu entschlüsseln und zu verstehen, muss man das Gemälde, anders als der Berliner Korrespondent der *Originalien* dies wohl getan hat, sehr genau und lange betrachten und sich in die ereignisreichen, bewegten Jahre zu Beginn des 19. Jahrhunderts zurückversetzen, als Preußen im Schatten Napoleons stand.

Es war die Zeit zwischen Anpassung und Widerstand, zwischen alten Denkmustern und neuen Ideen. »Krieg und Eroberung, Ausbeutung und Unterdrückung, Imperium und Neuordnung« bestimmten das Schicksal der Bevölkerung, schreibt Thomas Nipperdey. Napoleons Armee hatte Preußen vernichtend geschlagen; der Staat war zusammengebrochen. »Neue Ideen einer bürgerlichen Gesellschaft, die auf bürgerlicher Freiheit und rechtlicher Gleichheit sich aufbaute, hatten dem feudal-ständischen System seine Legitimität genommen.« Jetzt sollten Staat und Gesellschaft modernisiert, ja europäisiert werden. An die Stelle der verkommenen Ständegesellschaft sollte eine Gesellschaft rechtsgleicher Bürger treten und »die Kräfte des Einzelnen im Interesse gerade der Gesamtheit von feudalkorporativen Bindungen und staatlicher Bevormundung emanzipieren«, so die Gedanken der Reformer und Patrioten. Aus Untertanen sollten Bürger werden, und die Trennung von Staat und Gesellschaft, von Regierung und Volk sollte aufgehoben werden. »Freilich Teilhabe der Nation, des Volkes am Staat konnte es erst geben, wenn die Ständegesellschaft zur bürgerlichen Gesellschaft geworden war – insofern bestand zwischen den gesellschaftlich-politischen Zielen und Möglichkeiten eine deutliche Spannung.«

Schinkel zählte damals zu den preußischen Patrioten, zu den Männern und Frauen, die eine »innere Teilhabe am Gemeinwesen auf der Basis eigener Überzeugungen und eigenen Willens« für sich in Anspruch nahmen. Er war gut bekannt mit den Ideen und Köpfen der Reformbewegung, mit August Wilhelm Neidhardt von Gneisenau, mit Wilhelm von Humboldt, mit Barthold Georg Niebuhr, Friedrich Schleiermacher und auch mit Johann Gottlieb Fichte. Gerhard von Scharnhorsts Handeln hat er verfolgt. Seine Begeisterung für die gute, patriotische Sache war »durch die berühmten Vorlesun-

gen von Fichte, welche er eifrig besuchte, auf das stärkste angefacht worden«. Er hatte die *Reden an die deutsche Nation* gehört, die der Philosoph im Winter 1807/08 in Berlin gehalten hatte. Das überliefert uns Gustav Friedrich Waagen, der seit einer gemeinsamen Italienreise 1824 mit Schinkel eng befreundet war, sich mit ihm austauschte, ihn sehr gut kannte. Überhaupt, lässt Waagen uns wissen, sei der Einfluss, »welchen die hohe moralische Kraft, die Tüchtigkeit der Gesinnung dieses Philosophen auf Schinkel ausübte, auf die Ausbildung seines Charakters für das ganze Leben von der entschiedensten Bedeutung« gewesen, »wie er denn auch mit den populären Schriften desselben sehr vertraut war«. Viele Vorstellungen, die Fichte in seinen Reden entwickelte, hat Schinkel aufgenommen und auf seine Weise verarbeitet. Von Fichtes Denkmodell, die Ideen der Französischen Revolution aufzugreifen, die französische Vorherrschaft aber abzuschütteln und eine »neue Welt« mit neuer Staats- und Gesellschaftsordnung zu schaffen, hat er sich anstecken lassen.

»Das Gefühl der Fremdherrschaft in Deutschland ... lastete besonders empfindlich auf der Brust eines so tief fühlenden Mannes«, berichtet Waagen. »Als endlich im Jahre 1813 die Stunde der Befreiung von der langen Schmach geschlagen hatte, wurde Schinkel von diesem großen Moment auf das lebhafteste ergriffen, und seine stets arbeitende Phantasie suchte diesem Gefühl in den verschiedensten Formen den großartigsten, würdigsten Ausdruck zu geben, um so auch von seiner Seite, für die Gegenwart begeisternd, für die Zukunft die Eindrücke festhaltend, thätig einzugreifen.«

In seiner Euphorie für die patriotische »gute Sache« ließ Schinkel sich mit Fichte und Schleiermacher in Berlin zum Landsturm einexerzieren und rüstete, obwohl »keineswegs in einer glänzenden Lage«, seinen Schwager Wilhelm Berger als Freiwilligen Jäger aus. »Ich habe ihn so mit Gelde und allem nöthigen versehen, dass er sich nicht allein ganz vollständig equipiren und armiren kann ..., sondern auch auf mehrere Monate eine Zulage hat«, schrieb er im Januar 1813 an seinen Schwiegervater.

Der Brief an Georg Friedrich Berger offenbart mehr als jedes andere Zeugnis Schinkels politische Denkart und Überzeugung.

»So sehr diese Ereignisse« – die Niederlage gegen Frankreich, die fremde Besatzung, der gesellschaftliche Aufbruch, der Freiheitskampf – »einen jeden ... im ersten Augenblick erschüttern«, heißt es darin, »so müssen wir doch, wenn wir nur einen kleinen Rückblick machen auf unsere verlebten Tage, mit wahrer Herzenserhebung dieselben in unsere Empfindung aufnehmen.« Die Aussichten für jeden Menschen in Preußen und Deutschland seien ohne Hoffnung, nur trübe und düster gewesen. »Denn wo war die Aussicht, dass auch nur der geringste Theil billiger Wünsche für ihr künftiges Glück realisiert werden konnte. ... Ein Entscheidendes musste unternommen werden, und der Himmel scheint für die gute Sache mitwirken zu wollen.« Seit langer Zeit sei es »beinahe das erste Mal«, dass »sich die Stimme des Fürsten« – Friedrich Wilhelms III. – »mit der des Volks ganz« begegne. »Diese Zeit, lieber Vater«, schrieb Schinkel voller Hoffnung, »müssen wir noch standhaft ... überstehn, und wir sehn das Aufblühn eines glücklichen Zeitalters.« In der neuen Zeit, war er sich sicher, werde »alles leichter werden«, was man unternimmt, und man werde alle Dinge mit »einer andern Lebensfreude« anpacken. Wie die vielen in den Krieg ziehenden, opferbereiten jungen Menschen an dieser vielversprechenden Zukunft mitgewirkt zu haben, wünschte er sich in jener Zeit der Hoffnung.

1817, zwei Jahre nachdem Napoleon bei Waterloo endgültig besiegt worden war, malte der zu dieser Zeit 36-jährige, zwischen einstiger Erwartung und gegenwärtiger Enttäuschung schwankende Schinkel das »Bild mit dem Triumphbogen«. So wurde es ein Jahr später in der Ausstellung bezeichnet, denn einen Titel besaß es damals noch nicht. Darauf lassen sich, wenn man genau hinschaut, die Hoffnungen und Sehnsüchte der preußischen Patrioten, ja des größten Theils der Bevölkerung auf eine bessere, freiere Zukunft finden. Die Anliegen und Erfahrungen vieler Preußen waren auch die vieler Deutscher, ja vieler Europäer. Diese Wünsche der »Weltbürger«, wie die Hoffnungsvollen abwertend von jenen genannt wurden, die die Ständehierarchie erhalten wollten, zielten dank Aufklärung und Französischer Revolution auf den Aufbruch des Individuums und des Denkens. Es waren übernationale, allgemeine, menschliche

Erwartungen, die formuliert und an die Herrschenden herangetragen wurden: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – Menschenrechte, die europäischsten aller Werte. An erster Stelle wollten die Untertanen Friedrich Wilhelms III. staatsbürgerliche Freiheiten, verbürgt von einer Verfassung. Jahrelang hofften sie, aber alle ihre Rufe verhallten. Während Schinkel malte, forderte die akademische Jugend diese Freiheiten am 18. Oktober 1817 lautstark auf der Wartburg. Studenten von wenigstens elf Universitäten hatten sich dort versammelt, um den hundertsten Jahrestag der Reformation und den vierten der Völkerschlacht bei Leipzig zu feiern – bedeutende geschichtliche Ereignisse für die sich nach Freiheit sehnende Jugend. Während sie die Freiheit forderten, verbrannten die Studenten Publikationen königstreuer, reaktionärer Autoren wie die des Direktors der Berliner Universität Theodor Anton Heinrich Schmalz, der behauptete, die Ideen der Patrioten hätten rechtschaffene preußische Bürger in Angst und Schrecken versetzt, weil sie »Umwälzung, keinen dauernden Zustand, nichts als sich selbst« wollten; 1813 hätten sie nichts zur »Begeisterung der preußischen Nation« beigetragen, vielmehr habe das Volk »in ruhiger Kraft ... auf den Wink des Königs« gewartet. Das wollten sich die vielen Freiwilligen des Krieges nicht gefallen lassen, und so hörte man am Ende dieses hochgestimmten studentischen Festes auch wenig friedliche deutschtümelnde Töne.

Die Ideen und Ideale der Französischen Revolution hatten sich mit den militärischen Erfolgen Frankreichs seit den 1790er Jahren über die anderen europäischen Mächte auf dem Kontinent verbreitet; immer mehr Menschen waren mit ihnen in Berührung gekommen. Napoleon und seine Soldaten hatten vor allem die preußische und deutsche Bevölkerung umfassender und eindringlicher, als das je zuvor geschehen war, mit den Ideen der Revolution bekannt gemacht. Napoleon, stellte Golo Mann treffend fest, habe den Menschen einen neuen Begriff von der Politik, vom Staat, von der Macht, vom Krieg, vom Erfolg, von der Größe gegeben. »Sie nahmen diese Lehre an; könnte man dergleichen überhaupt messen, so würde man wohl zu sagen versucht sein, der Napoleon-Mythos habe nachmals in Deutschland kräftiger geblüht und wirksamere Folgen gehabt als

in Frankreich selber.« Zwar zeigte sich die napoleonische Herrschaft »absolut, weil der Befehl von oben kam, die riesige Maschinerie des Beamtentums gelenkt wurde vom Kaiser und seinen Ministern«. Sie erwies sich aber gleichzeitig als »liberal, weil vor dem Gesetz jeder gleich galt, Christ und Jude, Ritter, Bürger und Bauer, und unter dem Gesetz jeder einzelne frei war, sein Leben, wie es ihm beliebte, zu gestalten«.

Auf solche Euphorie und Aufbruchstimmung, die in der preußischen Bevölkerung trotz der demütigenden Niederlage 1806 bei Jena und Auerstedt allenthalben spürbar war, folgte in der anschließenden Besatzungszeit jedoch bald Ernüchterung. Zwischen 1806 und 1809 verspielten die Franzosen durch die Willkürherrschaft, die sie in Preußen übten, viel von der Begeisterung, die sie bei den Deutschen für die Ideen und das Anliegen der Revolution geweckt hatten. Vorbildlich konnten sie nun nicht mehr sein. Doch der Wunsch nach Freiheit, Gleichheit, Selbstbestimmung und Teilhabe am Staat blieb in der Bevölkerung wach. Allerdings hoffte man nun, er werde »von oben« erfüllt werden. Der Wunsch nach Freiheit wandelte sich allmählich zum Wunsch nach »Befreiung vom französischen Joch« – dieses Ziel wurde zuallererst angestrebt –, also nach persönlicher Freiheit.

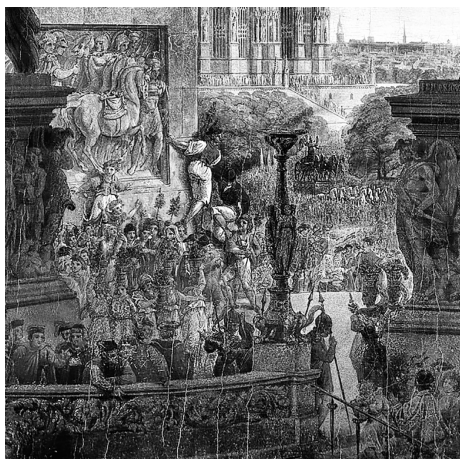
Die Reformen, die in Preußen unter dem Freiherrn Heinrich Friedrich Karl von und zum Stein angepackt wurden, enthielten hoffnungsvolle, durchaus demokratische Ansätze, aber am Ende – nach dem endgültigen Sieg über Napoleon 1815 – waren sie nur noch eine »ideenreiche Reaktion gegen das Elend der Niederlage, welches sie notwendig machte«. Im Jahr 1817, als Schinkels Gemälde entstand, konnte der Gegensatz zwischen dem, »was die Patrioten wollten, die führenden Köpfe der preußischen Armee, der Freiherr vom Stein und seine Publizisten, und dem, was die Diplomaten verwirklichten«, nicht größer sein – zur Enttäuschung der Bevölkerung.

Schinkel hat diese Höhen und Tiefen von 1805 bis 1817 erlebt und wie viele seiner preußischen Zeitgenossen eine kurze Zeit lang große Hoffnungen gehegt. Er hat das alles in seinem Bild allegorisch festgehalten. Das 104 mal 76,5 Zentimeter große Gemälde spiegelt

die Zeitläufte wie die Gefühle und Empfindungen der Menschen jener Zeit: den Wunsch nach Veränderung, nach Selbstbestimmung und rechtlich verbrieften, von einer Verfassung verbürgten Freiheiten, alles Ziele, für die man gegen Napoleons Armeen gekämpft, für die Soldaten in ihren Regimentern und Freiwillige in Freikorps- und Landwehrverbänden ihr Leben eingesetzt hatten.

Indem Schinkel das Gemälde Friedrich Wilhelm schenkte, forderte er den Kronprinzen auf, das Bild zu lesen, die darin dargestellten Gegensätze zu erkennen, sie aufzulösen und das – berechnete – Begehren der Untertanen nach Freiheit, Recht und Verfassung zu erfüllen. Schinkel sprach den Thronfolger vielleicht sogar ganz direkt an, denn es ist behauptet worden, Friedrich Wilhelm sei in dem Bild zu sehen, der »Jüngling mit langen, blonden Haaren« sei es, der auf dem »apsisartigen, reliefgeschmückten Vorbau einer Aussichtsplattform unter dem Bogen« steht. Unbedingt aber, so lässt sich das ins Bild gesetzte Ersuchen lesen, sollte der Kronprinz für die allgemeinen, menschlichen, europäischen Werte eintreten, die sich seit der Französischen Revolution in den Köpfen der nach Freiheit strebenden Menschen festgesetzt hatten.

Friedrich Wilhelm tat es nicht, wie der Blick zurück zeigt. Der Kronprinz, erst recht der konservative König und die Regierung, aber auch die Regenten und Politiker aller anderen europäischen Mächte haben damals die Chancen nicht ergriffen, welche die Verständigung auf gemeinsame Grundwerte für eine brüderliche europäische Zukunft bedeutet hätten. Stattdessen haben sie die Ideen der Französischen Revolution und die Wünsche der Bevölkerung missachtet und noch über hundert Jahre lang eigensüchtige nationale Interessen verfolgt – nicht immer zum Besten der Menschen dieses Kontinents.



## TRIUMPH

Zweifach ist der Triumph, den wir in Schinkels Gemälde erblicken: Hell glänzend und leuchtend ist der eine, ganz wie man ihn erwartet und wie er sein sollte; dunkel dagegen und düster der andere, so matt, dass man von einem Triumph im Grunde nicht sprechen mag. Doch dieser dunkle dominiert. Zwielfichtig-trüb füllt er den Bildvordergrund aus. Großflächige Finsternis und zwei schwarze Reiter auf hohen Sockeln bestimmen den ersten Eindruck des Betrachters. Es ist dieser mächtige, dunkle Triumph, der in Erinnerung bleibt, den man nicht mehr aus dem Kopf bekommt. Das war Schinkels Absicht.

Der helle, strahlende Triumph ist kaum wahrnehmbar. Er ist in den Hintergrund gedrängt, leuchtet nur schwach auf. Man muss dicht an das Gemälde herantreten und ganz genau hinsehen, dann erst erkennt man den bewegenden Siegeszug in der Bildmitte. Die Menschen, Preußens Bürger und Soldaten, sind zu Tausenden zusammengeströmt, um die Rückkehr der vom Brandenburger Tor geraubten Quadriga zu feiern. Ihre ausgelassene, freudige Stimmung an diesem denkwürdigen Tag hat Schinkel festgehalten.

Den Siegeswagen mit der Göttin Viktoria hatten die Franzosen im Dezember 1806 geraubt und nach Paris verbracht. Im Juni 1814 kehrten Göttin und Gespann in die preußische Hauptstadt zurück; es war ein erhebender, mit großen Erwartungen verknüpfter Moment. Berlins Silhouette ist deutlich zu erkennen. Leicht lassen sich die Kirchen und Dome vor dem Blaugrau des Himmels unterscheiden: der Berliner Dom gegenüber dem Schloss, die Hedwigs-kathedrale am Opernplatz, die Marienkirche am Alexanderplatz, der Deutsche und der Französische Dom am Gendarmenmarkt, die Nikolai- und die Petrikirche. Das freudige Ereignis der Heimkehr hat die Menschen herbeigelockt und die Menge in ihren Wünschen

und Sehnsüchten vereint. Der Augenblick weckt die Hoffnung auf eine freie, freudvolle Zukunft. Davon soll zunächst die Rede sein.

Die Quadriga, »jenes Meisterwerk, das einstens eine Zierde der schönen Stadt Berlin war, wurde von den Feinden Europa's nach jener Stadt geschleppt, von wo aus Despotie und Unglück über die Menschheit verbreitet wurde. Aber Preußens mächtiger Arm demütigte den Stolz des Feindes, und seine Heere zogen nach jener Stadt, wo dieses Kunstwerk – von deutscher Hand verfertigt – prangte – das nun wieder seine Stelle in Preußens Königs-Stadt einnehmen wird«, verkündeten die *Berlinischen Nachrichten* stolz im Mai 1814. Sie drückten aus, was die Menschen der Stadt, ganz Preußens und vieler anderer deutscher Länder empfanden.

»Jene Stadt« war Paris. Die alliierten Truppen hatten sie am 31. März erobert. »Paris ist unser. ... Heute sind wir hier eingerückt«, schrieb August Wilhelm Neidhardt von Gneisenau, Stabschef der Schlesischen Armee, an diesem Tag noch »vom Pferde« aus an seine Frau Karoline.

Der Weg dorthin aber war steinig und lang gewesen, dass man ihn bis zum Ziel gehen würde, nicht von Anfang an ausgemacht; nicht einmal, dass man ihn überhaupt beschreiten würde. Zu Beginn des Jahres 1812 hatte es danach nicht ausgesehen. Am 5. März war von Preußens Regierung ein Vertrag ratifiziert worden, der Napoleon ein Hilfskorps von 20 000 Mann, dazu alle Waffenvorräte und Heeresbedürfnisse für den Feldzug gegen Russland zur Verfügung stellte und Berlin französischer Besatzung auslieferte. Darüber hinaus war dem König die Verfügung über die verbliebenen Streitkräfte untersagt; keine Einberufung, keine Ergänzung, keine Truppenverschiebung durfte ohne Einverständnis der französischen Verantwortlichen geschehen, zwei der acht Landesfestungen mussten ausgeliefert werden, die Übergabe der übrigen drohte.

Es war, so die Empfindung vieler, der Tiefpunkt preußischer Geschichte. »Mit Feigheit haben wir einen Unterwerfungsvertrag unterzeichnet, der uns mit Schande besudelt, Blut und Vermögen des Volkes fremder Willkür preisgibt, und die königliche Familie der augenfälligsten Gefahr bloßstellt«, hatte Gneisenau, »in allen

Beziehungen ein ritterlicher Mann, ein edler Mensch, höchst gerecht« und »ohne Verachtung des einzelnen«, damals beklagt und vorwurfsvoll festgehalten: »Als im Jahre 1808 uns in Königsberg die Nachricht von den Bayonner Vorfällen« – der Entthronung des Königs von Spanien durch Napoleon – »erreichte, sagte der König: ›Mich soll Bonaparte wohl so nicht fangen!‹ Und nun gibt er sich seinem bittersten Feinde, Hände und Füße gebunden, hin, der ihn sicherlich, wofern Russland besiegt werden sollte, vom Throne stoßen, oder falls er selbst ein Unglück erfahren sollte, als Geisel bewahren wird. Freiwilliger und unbedingter hat sich wohl noch kein Herrscher unterworfen.« Damals hatte Gneisenau Friedrich Wilhelm III. um seinen Abschied aus der Armee gebeten – und ihn erhalten. Die »scheußlichen Folgen des Schandpaktes« hatte er »nicht in der Nähe mit ansehen« wollen.

Doch nicht nur der lebhafteste, wortgewandte Gneisenau sagte sich vom König los. Auch andere Offiziere gingen und ebenso zivile Staatsdiener: Der Freiherr Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein hatte schon Ende 1808 das Beispiel gegeben. Er war nach Österreich gegangen. Karl Friedrich von dem Knesebeck, Anfang 1812 noch Sondergesandter in Wien und St. Petersburg, verließ Preußen im April. Im selben Jahr trat auch Ludwig August Friedrich Adolf von Chasôt, der ehemalige Berliner Stadtkommandant, in russische Dienste. Hermann von Boyen, vortragender Offizier im Kabinett, war am 8. November 1811 beim König um seine Entlassung eingekommen, fünf Tage nachdem sich Friedrich Wilhelm III. für das Bündnis mit Frankreich entschieden hatte. »Sollte ich«, hat Boyen rückschauend geschrieben, »in die Armee eintreten [und] für [Napoleon] kämpfen? Sollte ich bey einer damahlen wahrhaftig nicht unwahrscheinlichen gänzlichen Zertrümmrung des Preußischen Staates mich ruhig diesem Schicksal ergeben und bey einem neuen uns von Napoleon gegebenen Fürsten um Dienste oder Pension betteln?« Auch Karl Ludwig Heinrich von Tiedemann, ein Freund des nachmals so berühmten Militärtheoretikers Carl von Clausewitz, der Boyens Nachfolger hätte werden sollen, ferner Friedrich zu Dohna, Schwiegersohn des Reformgenerals Gerhard Johann David

von Scharnhorst, sowie zahllose Ungenannte begaben sich, von fremden Gesandten in Berlin mit Pässen versehen, über die Grenzen zum österreichischen Kaiser oder zum russischen Zaren. Am Ende war etwa ein Viertel der preußischen Offiziere gegangen, rund 500 an der Zahl.

Ihrer aller Beweggründe hat Clausewitz im Februar 1812 in einer Denkschrift dargestellt: »Man kann es bei aller Anhänglichkeit an die Regierung sich nicht verhehlen, dass vorzüglich der Mangel an Vertrauen zu ihr die Quelle der allgemeinen Muthlosigkeit ist«, schrieb er und: »Eben so wenig Vertrauen hat die Regierung gegen die Untertanen, ja sogar gegen sich selbst.« Von der Regierungspolitik, nach der Frankreich sich unterzuordnen für richtig und notwendig erachtet wurde, da dies »dem reinen Gefühl für das Wohl Aller entsprungen« oder gar »eins mit demselben« Gefühl sei, sagte sich Clausewitz »feierlich los«: »von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls«; »von der kindischen Hoffnung, den Zorn eines Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beschwören [und] durch niedrige Unterthänigkeit und Schmeichelei sein Vertrauen zu gewinnen«; »von der falschen Resignation eines unterdrückten Geistesvermögens«; »von dem unvernünftigen Misstrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte«; »von der schamlosen Aufopferung aller Ehre des Staats und Volks, aller persönlichen und Menschen-Würde. Ich glaube und bekenne«, schrieb er, »dass ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins [und] die Ehre des Königs und der Regierung eins ist mit der Ehre des Volks und das einzige Palladium seines Wohls.« Diese Ehre hatten Friedrich Wilhelm III. und seine Regierung in seinen Augen verwirkt, auf das Wohl des Volkes hatten sie keine Rücksicht genommen. Die Zeichnung des »Unterwerfungsvertrags« auf Gnade und Ungnade war dafür nur der letzte Beweis. Am 31. März verließ Clausewitz Preußen unter Missbilligung des Königs, der ihm erst am 23. April den förmlichen Abschied gewährte.

Friedrich Wilhelm III. und seine Umgebung konnten und wollten die Beweggründe des Oberstleutnants – und aller anderen, die gingen – nicht verstehen. Bei den Herrschenden schürten die Ideen

der Französischen Revolution Argwohn, die in Clausewitz' Bekenntnis mitschwangen, die auch Gneisenau bewegten, Freiheit und Gleichheit vor allem, zumindest aber die geforderte Rücknahme monarchischer Absolutheit. »Ein politisches Programm, das darauf abgezielt hätte, die Französische Revolution durch rechtzeitige Reformen« – und Zugeständnisse an den Einzelnen, muss man hinzufügen – »für seinen Herrschaftsbereich obsolet zu machen, ging über den Horizont« des Königs und seiner Vertrauten, urteilte Thomas Stamm-Kuhlmann, der Biograph Friedrich Wilhelms III. Anders als Clausewitz und dessen Gesinnungsgenossen fürchtete sich der preußische König »vor der Mobilisierung der unteren Schichten, davor, daß man das ganze Gefüge des sozialen Aufbaus [der Gesellschaft] ins Wanken bringen könnte, wenn man die ›Massen‹ in Bewegung setzte«. Auf seine Untertanen, auf das Volk, die einfache, nichtadlige Bevölkerung wollte Friedrich Wilhelm sich nicht verlassen. Den »Massen« mochte er nichts schuldig sein und nichts zugestehen müssen. Eine »gewisse Gleichgültigkeit gegenüber dem matt gewordenen Glanz des Adels« war das Äußerste, »was der König an demokratischen Gefühlen« aufbringen konnte.

In Friedrich Wilhelms Kreisen vermochte man 1812 höchstens die Wut auf die französischen Besatzer zu tolerieren. Luise Radziwiłł dagegen, eine Tochter Prinz Ferdinands von Preußen und Großtante des Königs, duldete das Antinapoleonische in Clausewitz' Haltung. An den Freiherrn vom und zum Stein schrieb sie: Clausewitz ginge als einer der Ersten, gewiss geleitet von reinen Motiven; und obgleich sie gut vertraut war mit den liberalen Gedanken Steins, Wilhelm von Humboldts und all der anderen, schloss sie ihren Brief mit dem Vorwurf gegen Clausewitz: »Ich glaube, dass er zu wenig Wert auf seine Untertanenpflicht legt« – er sich nicht respektvoll und – vor allem – nicht fügsam gegenüber seinem Fürsten verhält, sollte das heißen. »Wer also nicht verzweifelt an der Erhaltung des Staates auf dem Wege der Pflicht und der Ehre, wer nicht glaubt, dass nur die bedingungsloseste schändlichste Unterwerfung Pflicht sei, und dass es der Ehre nicht bedürfe, der ist ein Staatsverräter«, urteilte Clausewitz über solches Ansinnen.